

Über die intrinsisch logische Struktur der Cusanischen Koinzidenzlehre

Die *coincidentia oppositorum* aus Sicht einer modernen Metaphysik
Aufsatz

Von Helmut Hansen

© 2011

Einführung

Als der päpstliche Legat *Nikolaus von Kues* 1438 auf der Heimfahrt nach Venedig erkennt, dass das Kleinste und das Größte in Gott, dem Einen, koinzidieren, weiß er, dass er eine bedeutende Entdeckung gemacht hat. Er bezeichnet sie als ein Geschenk des Himmels – vom Vater des Lichts.

Obwohl Cusanus in der „Koinzidenz des Kleinsten und des Größten“ die Grundlage zu einer neuen, auf dem Einen gründenden »koinzidental« Metaphysik sah, ist diese Metaphysik ebenso ein unerfüllter Traum geblieben wie alle anderen historisch nachfolgenden Versuche auch.

Cusanus' Metaphysik unterscheidet sich indessen signifikant von allen uns bekannten metaphysischen Forschungsprogrammen, weil sie auf einer rational unerhörten Annahme basiert: Da das Kleinste und das Größte logisch einander ausschließende Bestimmungen darstellen, beinhaltet ihr von Cusanus behaupteter Zusammenfall (Koinzidenz) in *ein- und demselben ‚Gegenstandsbereich‘*, i.e. dem Einen, *per se* einen logischen Widerspruch.

Obwohl Cusanus um diesen Bruch mit der Aristotelischen Logik – dem Widerspruchssatz – wusste, vertrat er mit Nachdruck die Auffassung, dass das Eine nur kraft solcher kontradiktorischen Aussagen richtig erkannt sei. Diese eklatante Verletzung des Widerspruchssatzes war für viele Theologen und Philosophen inakzeptabel. Sie sahen darin eine Zerstörung jeglichen wissenschaftlichen Diskurses. Cusanus' Einwand, dass der Widerspruchssatz nur mit Blick auf das Eine außer Geltung gesetzt sei, während er mit Blick auf das Universum weiterhin Gültigkeit besaß, konnte ihr intellektuelles Gewissen nicht beruhigen. Für sie war die Aristotelische Logik unantastbar: Sie war Garant vernünftigen Denkens – sowohl in bezug auf das Universum als auch in Bezug auf das Eine.

Als Papst Johannes Paul II. 1998 seine Enzyklika *Fides et Ratio* publizierte, bekräftigte er diesen ontologisch uneingeschränkten Geltungsbereich der Aristotelischen Logik. [1] Es ist diese explizite Verletzung des Widerspruchssatzes, die eine breite theologische und philosophische Rezeption der Cusanischen Koinzidenzlehre bis heute verhindert hat.

In dem vorliegenden Aufsatz soll der Grundriss einer modernen Metaphysik vorgestellt werden, bei deren Grundlegung die Cusanische Koinzidenzaussage eine maßgebliche Rolle gespielt hat. Sie erwies sich als *das* entscheidende theoretische und konzeptionelle Bindeglied, um das Eine und das Universum zu einem kohärenten Wirklichkeitsbild zusammenfügen zu können. Eine genauere Analyse dieses »koinzidental« Wirklichkeitsbildes zeigte, dass es nicht nur logisch widerspruchsfrei war, sondern dass es *eine äußerst elegante und effiziente ontologische Realisierung der Aristotelischen Logik* darstellte.

Dass Cusanus die für die Konstitution dieses Wirklichkeitsbildes so wesentliche Koinzidenzaussage ausdrücklich als widersprüchlich klassifiziert hatte, war, rückblickend gesehen, keineswegs, wie man vielleicht erwarten würde, ein Hemmnis auf dem Weg zu dieser Erkenntnis, das Gegenteil war der Fall: Gerade der Umstand, dass Cusanus auf diesen Punkt beharrt hatte, war Anlass, die ontologischen Umgebungsbedingungen, in denen seine Koinzidenzaussage eingebettet war, sehr viel genauer zu untersuchen als dies der Fall gewesen wäre, wenn er keine solche entschiedene »Widerspruchserklärung« ausgesprochen hätte. Es sind stets Widersprüche, die das Denken herausfordern und in Richtung einer Lösung drängen. So war es auch in diesem Fall. Hierbei zeigte sich, dass in einer »koinzidental« aufgebauten Wirklichkeit dieser Widerspruch auf eine höchst raffinierte Weise aus der Welt geschafft ist.

Das »metaphysische Wirklichkeitsbild«

Das metaphysische Wirklichkeitsbild ist grundlegend »dualer« Natur. Es besteht aus zwei ontologisch und epistemologisch deutlich gegeneinander abgegrenzten Wirklichkeitsbereichen: dem *Universum* und dem *Einen*. Doch diese beiden Wirklichkeitsbereiche sind nicht getrennt voneinander. Sie bilden vielmehr eine unlösbare Einheit, in der das Eine transzendenter Wesensgrund des Universums ist.

Obwohl dieses auf einem transzendenten Grund basierende Wirklichkeitsbild tief in unserem kollektiven Unterbewusstsein verankert ist, ist unser Wissen über dieses Bild heute noch ebenso unspezifisch und unvollständig wie zu Zeiten Cusanus'. Wir verfügen nach wie vor über keinerlei objektive resp. objektivierte Information darüber, wie dieses Wirklichkeitsbild im Detail aussieht - und ob ihm überhaupt irgendeine reale Bedeutung zukommt.

Gleichwohl ist das *Fundament* dieses Wirklichkeitsbildes, i.e. das Eine, durch eine Klasse sehr spezieller Eigenschaften charakterisiert, die keinem anderen Gegenstandsbereich zukommen. Zu diesen Eigenschaften gehören u.a. Eigenschaften wie die der *Allgegenwart* und der *Unsichtbarkeit*. Angesichts dieser sehr speziellen Eigenschaften würde man erwarten, dass die Erforschung des Einen prinzipiell möglich und durchführbar ist. Tatsache ist jedoch, dass es sich bislang als unmöglich erwiesen hat, auf der Grundlage dieser speziellen Eigenschaften ein greifbareres, d.h. empirisch testbares, Bild von der Wirklichkeit zu entwickeln.

Wenn man der Frage nachgeht, warum all diese Bemühungen, ein solches Bild zu etablieren, gescheitert sind, sticht die Eigenschaft der *Unsichtbarkeit* unmittelbar ins Auge. Wenn dem Einen wirklich diese Eigenschaft der *Unsichtbarkeit* zukommt, dann gibt es *per definitionem* innerhalb des von uns beobachtbaren Universum keinerlei empirische Fakten, die auf seine Existenz hinweisen. Wir können uns

also in unserem Wunsch, Metaphysik als Wissenschaft betreiben zu wollen, auf keinerlei Daten stützen, die uns mitteilen, welche Begriffe und Konzepte am vielversprechendsten sind, um eine metaphysische Theorie der Wirklichkeit erfolgreich aufbauen zu können.

Philosophen, die der Metaphysik kritisch gegenüberstanden, haben dies zum Anlass genommen, darauf hinzuweisen, dass Metaphysik als Wissenschaft *prinzipiell unmöglich* ist, weil die wissenschaftliche Methode auf die Existenz des von ihr behaupteten ‚Zielobjektes‘ (i.e. des Einen) nicht sinnvoll anwendbar ist, da ein explizit als unsichtbar charakterisierter Grund empirisch jeglicher Verifizierbarkeit entzogen ist.

Diese Feststellung ist derart einleuchtend, dass ihr die gesamte moderne analytische Philosophie gefolgt ist. Doch diese Feststellung ist mit Blick auf das metaphysische Wirklichkeitsbild *als Ganzes* Ergebnis einer sehr eingeschränkten Perspektive: Sie gilt ausschließlich dem Einen *selbst*, nicht jedoch dem dadurch »begründeten« Universum.

Konzentriert man sich in der Untersuchung dieses Wirklichkeitsbildes nicht auf das Eine, wie es bisher der Fall war, sondern auf das Universum, dann drängt sich mehr und mehr der Gedanke auf, dass ein Universum *mit unsichtbarem Grund* sehr spezifischen Bedingungen genügen muss. Es muss konzeptionell so eingerichtet sein, *dass sein eigentliches Fundament von einer innerweltlichen Perspektive aus jeglichem Blick entzogen bleibt.*

Dass diese Forderung die Möglichkeiten, wie das Universum aussehen kann, massiv beschränkt, ist eine Schlussfolgerung, die wenigstens ebenso plausibel ist wie die Feststellung, dass das Eine *selbst* jeglicher wissenschaftlichen Beweisbarkeit entzogen ist. Der Physiker Albert Einstein pflegte sich bei der Entwicklung seiner Theorien stets zu fragen, ob Gott bei der Schaffung des Universums eine Wahl hatte oder nicht – oder ob gewisse Vorgaben, wie z. B. die

Forderung der logischen Einfachheit, dafür sorgten, dass Er es gar nicht anders machen konnte, als Er es gemacht hat. Auf eben diese Weise hoffte er den »Linien des Alten« auf die Spur zu kommen. [2]

Setzt man an die Stelle der Forderung der logischen Einfachheit (des Universums) die der Unsichtbarkeit ihres eigentlichen und fundamentalen Grundes, dann zeigt sich, dass diese Forderung mit Blick auf das physikalische Universum vermutlich eine so restriktive Vorgabe darstellt, dass »der Alte«, wenn Er ihr gefolgt wäre, bei der Schaffung des Universums vermutlich keine oder nur sehr wenig Wahl gehabt hätte: Wenn Gott das Universum so einrichten wollte, dass er *selbst* auf dessen Bühne radikal unsichtbar blieb, dann musste Er es zwangsläufig auf eine sehr spezielle Weise geschaffen haben.

Derlei Überlegungen signalisierten, dass Metaphysik entgegen der allgemeinen kollektiven Einschätzung sehr wohl als Wissenschaft möglich sein könnte. Wenn es gelang, diese »konspirative« Konzeption des Universums wider die Sichtbarkeit des Einen formal und inhaltlich hinreichend genau zu spezifizieren, dann bestand vielleicht auch die Möglichkeit, *empirisch zu überprüfen*, ob unser Universum eine solche Konzeption besaß oder nicht.

Diese Möglichkeit sollte sich in der Tat als begründet erweisen. Die Suche nach dieser konspirativen Konzeption führte schlussendlich zu der Erkenntnis, dass ein Universum, dessen Grund der Eigenschaft der Unsichtbarkeit in Strenge genügen soll, eine »**radikal nicht-duale Konzeption**« haben muss.

„Wer könnte die Meinung des Paulus besser zum Ausdruck bringen als Paulus selbst? Das Unsichtbare, sagt er an anderer Stelle, ist das Ewige, die zeitlichen Dinge Bilder des Ewigen. Wenn man also das, was geworden ist, erkennt, erblickt man das Unsichtbare an Gott, also seine Ewigkeit, Kraft und Göttlichkeit. So geschieht von der Schöpfung der Welt her Gottes Offenbarung.“

Nicolaus Cusanus im *Triologus de posset*

Im Banne des Unsichtbaren

Wenn man der Eigenschaft der Unsichtbarkeit einen wissenschaftlich verstehbaren Sinn geben will, dann muss man unabweislich in der Lage sein, diese Eigenschaft *rational* erklären zu können. Nur eine solche rationale Erklärungsmöglichkeit bietet überhaupt die Aussicht, die Eigenschaft der Unsichtbarkeit in eine empirisch testbare physikalische Konzeption zu überführen.[3] Jeglicher mystifizierende Unterton ist an dieser Stelle kontraindiziert.

Es zeigte sich schließlich, dass es eine solche rationale Erklärungsmöglichkeit gab. Es war die »Idee der radikalen Nicht-Dualität«: Wenn man – dieser Idee folgend – das Eine als dasjenige auffasste, in welchem *alle* Unterschiede aufgehoben waren, dann war es *per definitionem* unsichtbar. Um einen Gegenstand »sehen« zu können, musste er in irgendeiner Weise gegenüber anderen Objekten und Strukturen unterscheidbar sein. Fehlte ein solcher Unterschied, dann war er jeglichem empirischen Zugriff entzogen. Kurzum: *Er war unsichtbar.*

Doch so vielversprechend die Idee der radikalen Nicht-Dualität anfänglich auch aussah, sie mündete bei konsequenter Auslegung in einen Widerspruch ein: Wenn *ausnahmslos* alle Unterschiede des Universums in das Eine aufgehoben sein sollten, dann gab es am Ende auch nur noch das Eine. Doch dieses war, wenn es *tatsächlich* alle Unterschiede in sich aufgehoben hatte, unsichtbar. Damit aber stand die Idee der radikalen Nicht-Dualität, so wissenschaftlich

attraktiv sie auch sein mochte, im eklatanten Widerspruch zur empirischen Wirklichkeit, denn wenn es ein Faktum gab, welches unbestreitbar war, dann war es die *Sichtbarkeit des Universums*.

Es ist vermutlich diesem inhärenten Widerspruch zuzuschreiben, warum die Idee der radikalen Nicht-Dualität niemals systematisch thematisiert worden ist; ein Eindruck, der sich noch erheblich verschärft, wenn man erkennt, dass dieser Widerspruch zudem als *unauflösbar* erscheint: Will man die Unsichtbarkeit des Einen *auf eine rationale Weise* erklären, dann müssen *alle* Unterschiede des Universums in dem von ihm bezeichneten Grund aufgehoben sein, denn nur unter dieser restriktiven Bedingung kann das Eine semantisch sinnvoll als »unsichtbar« aufgefasst werden. Liegt aber diese Bedingung vor, dann bleibt von dem Universum nichts mehr übrig, was man noch als »sichtbar« ansprechen könnte. Will man also den Widerspruch mit der Tatsache, dass das Universum sichtbar ist, vermeiden, dann dürfen gerade *nicht* alle Unterschiede in das Eine aufgehoben sein. Doch mit eben dieser einschränkenden Annahme hört das Eine auf, unsichtbar zu sein, denn als unsichtbar kann es, konsequent gedacht, *dann und nur dann* angenommen werden, wenn tatsächlich *alle* Unterschiede in ihm aufgehoben sind. Mit anderen Worten: Der der Idee der radikalen Nicht-Dualität innewohnende Widerspruch mündete geradewegs in eine *Aporie* ein. Dieses Ergebnis schien die Schlussfolgerung Kants neuerlich zu bestätigen, der in dem Auftreten solcher Aporien ein klares erkenntnistheoretisches Signal sah, dass Metaphysik als theoretische Wissenschaft unmöglich war. Die Auseinandersetzung mit der dem Begriff der Unsichtbarkeit innewohnenden Aporie wurde daher zur Schicksalsfrage der hier angestrebten modernen Metaphysik.

Eine genaue Analyse dieser Aporie sollte jedoch offenbaren, dass die Idee der radikalen Nicht-Dualität nicht zwangsläufig in einen solchen unauflösbaren Widerspruch einmündete. Zu einem Widerspruch kam es in der Tat nur dann, wenn man von dieser Idee *in*

ihrer historisch tradierten Gestalt Gebrauch machte. In dieser Gestalt stellte sie nicht nur eine wissenschaftlich sehr unspezifische Idee dar, sie beinhaltete als Folge davon auch eine unnötig radikale Forderung: Sie forderte nämlich *die Aufhebung aller Unterschiede (i) auf allen Ebenen des Universums (ii)*. Es war dieser außerordentlich radikalen Forderung zuzuschreiben, warum die Idee der radikalen Nicht-Dualität intrinsisch als widersprüchlich *erschien*, ohne jedoch widersprüchlich zu *sein*.

Sobald man von dieser extremen Forderung abrückte, indem man beispielsweise nur *für eine einzige Ebene des Universums* eine Aufhebung aller Unterschiede forderte, verschwand auch der Widerspruch. Plötzlich war es möglich, die Unsichtbarkeit des Einen mittels der Idee der radikalen Nicht-Dualität rational erklären zu können, ohne in Widerspruch mit der Sichtbarkeit des Universums zu geraten. Mussten nur auf einer einzigen Ebene des sichtbaren Universums *alle* Unterschiede aufgehoben sein, um die Unsichtbarkeit des Einen konzeptionell zu gewährleisten, dann war auf allen anderen Ebenen des Universums die Existenz von Unterschieden (i.e. eine Vielheit) weiterhin zulässig.

Diese differenziertere, sich faktisch an der hierarchischen Struktur des Universums orientierende Deutung der Idee der radikalen Nicht-Dualität war der vielleicht bedeutsamste Schritt in Richtung einer modernen Metaphysik: Sie legte den Schluss nahe, dass lediglich eine ganz spezifische, ausgewählte Klasse von Unterschieden in das Eine aufzuheben war, während die überwiegende Zahl von Unterschieden von dieser Forderung frei blieben.

Bei der Suche nach diesen metaphysisch bedeutsamen Unterschieden sollte die Cusanische Koinzidenzlehre, insbesondere die »Koinzidenz des Kleinsten und des Größten«, eine vitale heuristische Rolle spielen. Da diese koinzidentale Aussage in einem betont metaphysischen Kontext formuliert worden war, drängte sich der Schluss auf, dass mit dem Unterschied zwischen dem Kleinsten und dem

Größten einer jener metaphysisch bedeutsamen Unterschiede bezeichnet war, den es im Einen aufzuheben galt.

Die *coincidentia oppositorum* - eine Grenzbedingung?

Obwohl die Idee der radikalen Nicht-Dualität der *philosophia perennis* entlehnt war, so waren alle anfänglich unternommenen Versuche, ihr ein spezifischeres, d.h. wissenschaftlicheres Profil geben zu wollen, nicht auf die Philosophie, sondern auf die Physik gerichtet. So wurde das physikalische Universum systematisch auf *nicht-duale Beziehungsmuster* hin untersucht – also auf Muster, denen die Aufhebung irgendeines Unterschiedes zugrunde lag – in der Hoffnung, Hinweise darüber zu erhalten, wie die gesuchten metaphysisch relevanten Unterschiede aussahen.

Dieser betont induktiven Vorgehensweise lag die Überzeugung zugrunde, dass eine moderne Metaphysik nur dann erfolgreich sein würde, wenn sie sich in enger Tuchfühlung zur modernen Physik entwickelte. Nur wenn die philosophischen Reflexionen in Rufweite zur realen Welt blieben, war sichergestellt, dass eine moderne Metaphysik nicht ebenso im Raum der Transzendenz strandete wie die klassische Metaphysik zuvor.

Dieser explizit physikalische Kontext sollte jedoch dazu führen, dass die »Koinzidenz des Kleinsten und des Größten«, als sie ins Blickfeld der Untersuchungen trat, ganz selbstverständlich *als räumlich bestimmte Aussage* aufgefasst wurde. Die bewusste Auseinandersetzung mit der Cusanischen Philosophie folgte erst sehr viel später – zu einem Zeitpunkt, als die sich hier formierende Metaphysik schon ihre erste Feuerprobe an der Wirklichkeit hinter sich hatte. Die Tatsache, dass sich zu der Koinzidenz des Kleinsten und des Größten innerhalb unseres Universum *ein empirisches Äquivalent* finden ließ, sollte die Überzeugung festigen, dass auch

Cusanus selbst diese Koinzidenz nur als räumlich bestimmte Aussage gemeint haben konnte; eine Überzeugung, die sich jedoch später als Irrtum erweisen sollte, denn Cusanus hatte gerade von diesen räumlichen Bestimmungen ausdrücklich abstrahiert und sich stattdessen mit der »Koinzidenz des Minimum und des Maximum« auseinandergesetzt.[4]

Um die hier getroffene Deutung von der Cusanischen Deutung unterscheiden zu können, bezeichne ich die Koinzidenz des Kleinsten und des Größten in ihrer räumlich bestimmten Form als »Kuesche Figur«. Obwohl die Kuesche Figur, so gesehen, philologisch auf einem Missverständnis basierte, so hat sie gleichwohl entscheidend dazu beigetragen, der Metaphysik das Tor zur Wissenschaft zu öffnen.

Wenn man die Koinzidenz des Kleinsten und des Größten ganz bewusst als eine räumlich bestimmte Aussage auffasst, dann handelt es sich bei ihr - von ihren räumlichen Bestimmungen her - um eine noch *im* Universum angesiedelte Aussage, da das Kleinste und das Größte, so gedeutet, *räumliche Grenzbegriffe* darstellen. Die Kuesche Figur erweist sich damit - von ihrem erkenntnistheoretischen Status her - als eine empirisch testbare Aussage. Sie besagt in dieser »physikalisierten« Form, dass unser Universum, wenn es denn auf dem Einen basieren sollte, an seinem äußersten räumlichen Rand empirisch eine (wie auch immer geartete) Koinzidenz zu erkennen gegeben haben *muss* - eine Vorhersage, die sich in der Tat (wenigstens näherungsweise) bestätigen sollte. [5]

Diese empirische Bestätigung stärkte erheblich das Zutrauen in die Gültigkeit der Kueschen Figur. Unklar war indessen, ob sie sich auch umstandslos als spezifischer Aspekt der gemutmaßten radikal nicht-dualen Konzeption auffassen ließ. Es stellte sich daher die Frage: Führte die Aufhebung des zwischen dem Kleinsten und dem Größten bestehenden Unterschiedes tatsächlich in einen explizit als unsichtbar charakterisierten Bereich?

Zur Beantwortung dieser Frage wurde die Kuesche Figur einer intensiven Explikation unterzogen. Hierbei zeigte sich, dass es sich bei ihr um ein philosophisch äußerst kompaktes Konstrukt handelte. Mit ihrer Hilfe war es in der Tat möglich, die beiden Eigenschaften der *Allgegenwart* und der *Unsichtbarkeit* zu einem kohärenten metaphysischen Wirklichkeit zusammenschließen zu können.

Die Kuesche Figur als »Code« des Einen

Obwohl die Eigenschaft der *Allgegenwart* gemeinhin als metaphysisch klassifiziert wird, so unterscheidet sie sich von einer Eigenschaft, wie die der *Unsichtbarkeit*, entscheidend dadurch, dass sie von ihrem begrifflichen Sinn her ausdrücklich *auf das Universum* Bezug nimmt: Sie besagt, dass das Eine *überall* im Universum gegenwärtig ist. Sie ist daher auch diejenige Eigenschaft, die es uns erlaubt, das Eine legitim als Grund des Universums rechtfertigen zu können. In Gestalt der Kueschen Figur ist diese Eigenschaft der *Allgegenwart* auf eine begrifflich äußerst knappe und elegante Weise »codiert«. Dies wird deutlich, wenn wir die Kuesche Figur für sich sprechen lassen.

So zeigen bereits die beiden begrifflichen Elemente – der Begriff des *Kleinsten* wie auch der Begriff des *Größten* –, wie eng die Verbindung zum Begriff der *Allgegenwart* ist.

Wäre etwas das Kleinste, dann könnte es *in allem enthalten* sein. Wäre es zugleich das Größte, dann könnte es auch *alles umfassen*. Ein Etwas, welches in allem enthalten wäre und welches zugleich alles umfassen würde, wäre *allgegenwärtig*.

Doch bei genauerer Analyse zeigt sich, dass die beiden begrifflichen Bestimmungen allein nicht ausreichen, um die Eigenschaft der *Allgegenwart* als metaphysisches, dem Einen zuzuordnendes Attribut betrachten zu können. Hierzu bedarf es noch einer weiteren

Bedingung: Beide begrifflichen Bestimmungen müssen auch als kennzeichnende Merkmale *ein- und derselben Entität* legitimiert sein, denn je einzeln, unverbunden miteinander, schließen sie diese Möglichkeit gerade aus.

Wäre etwas *nur* das Kleinste, dann würde es *nichts* von dem, was das sichtbare Universum ausmacht, *umfassen*, denn etwas Kleineres als das Kleinste kann es innerhalb des Universums schlechterdings nicht geben.

Wäre etwas nur das Größte, dann könnte es zwar – im Gegensatz zum Kleinsten – *Alles* im sichtbaren Universum umfassen, es könnte aber in nichts von diesem enthalten sein, da es innerhalb des physikalischen Universums etwas Größeres als das Größte schlechterdings nicht geben könnte. In einer solchermaßen charakterisierten Wirklichkeit stünde das Eine *in keinerlei Beziehung* zum Universum, da es in seiner Eigenschaft als das Größte in nichts von diesem enthalten wäre. Es wäre mithin nicht möglich, das Eine als den Grund eben dieses Universums anzusprechen.

Wie wir sehen, führen beide begriffliche Bestimmungen, *wenn sie disjunktiv bleiben*, zu einem metaphysisch ebenso restriktiven wie irrealen Bild von der Wirklichkeit. Es bedarf daher, wie diese nur auf die Begriffe des Kleinsten und des Größten beschränkte Analyse zeigt, einer Vorschrift, die diese beiden begrifflichen Bestimmungen als Ausdruck *ein- und desselben Agens* ausweist. Eben diese Möglichkeit eröffnet das konzeptionelle Element der *Koinzidenz*.

Weisen zwei Begriffe/Elemente/etc. eine Koinzidenzbeziehung auf, dann ist es möglich, diese Koinzidenz als das Resultat *einer gemeinsamen Ursache* deuten zu können. Die von der Kueschen Figur ausgewiesene Koinzidenz stellt mithin ein rationales Argument dar, um die beiden Eigenschaften des Kleinsten und des Größten ein- und demselben Gegenstandsbereich zuordnen zu können.[6]

Die »Koinzidenz des Kleinsten und des Größten« als Ganzes liefert damit eine philosophisch außerordentlich einfache und elegante

Codierung der metaphysischen Eigenschaft der Allgegenwart. Doch sie leistet philosophisch weit mehr als dies. Sie zeigt auch, *warum das Eine, wie von dem Begriff der Unsichtbarkeit gefordert, von einer innerweltlichen Perspektive aus jeglichem Blick entzogen bleibt.*

Wenn wir die Begriffe des Kleinsten und des Größten ganz bewusst *als räumliche Begriffe* auffassen, dann haben wir es in beiden Fällen mit räumlich nicht weiter unter- resp. überschreitbaren *Extrema* zu tun. Mit ihnen ist infolgedessen *der letztmögliche räumliche Unterschied* bezeichnet, den das sichtbare physikalische Universum gerade noch aufweisen kann. Eine weitere räumlich bestimmte Unterscheidung kann es mit Blick auf das sichtbare physikalische Universum prinzipiell nicht mehr geben. Wird nun dieser letztmögliche räumliche Unterschied als aufgehoben, weil als koinzidierend angenommen, dann ist dasjenige, worin dieser Unterschied aufgehoben sein soll, nicht mehr in räumlichen Begriffen darstellbar: *es ist unsichtbar.*

Derlei Überlegungen zeigten, dass sich die Kuesche Figur in der Tat als ein spezifischer Aspekt der radikal-nicht-dualen Konzeption auffassen ließ. Diese Erkenntnis war von zentraler philosophischer Bedeutung: Durch die Kuesche Figur war es möglich, die bis dahin metaphysisch diffusen, nur lose miteinander verknüpften Eigenschaften wie die der *Allgegenwart* und der *Unsichtbarkeit* zu einem inhaltlich scharf umrissenen metaphysischen Wirklichkeitsbild zusammenzufügen. In dem nachfolgenden Diagramm ist dieses Erkenntnis noch einmal grafisch dargestellt.

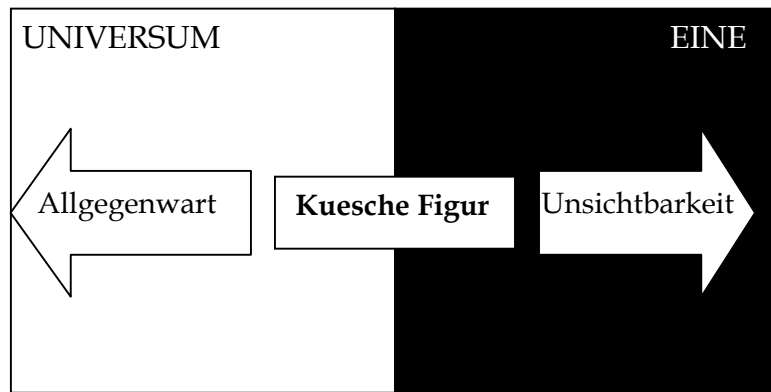


Abb. 1 – Das metaphysische Wirklichkeitsbild

Im Rahmen dieses metaphysischen Wirklichkeitsbildes erweist sich die Unsichtbarkeit des Einen nicht länger als ein unergründliches Mysterium, sie erscheint vielmehr als das *natürliche, ontologisch unaufhebbare* Ergebnis einer »radikal nicht-dualen Konzeption« des Universums.

Hierdurch verändert sich der ontologische Status der *coincidentia oppositorum* nachhaltig: Sie ist nicht nur einfach Sprungbrett zum Einen, sie ist vielmehr das entscheidende konzeptionelle und inhaltliche Bindeglied zwischen dem Einen und dem Universum. Sie zeigt, dass es zwischen dem Einen und dem Universum einen unauflöselichen inneren Zusammenhang gibt: Das unsichtbare Eine und das konzeptionell radikal nicht-dual aufgebaute Universum erweisen sich lediglich als zwei Seiten *ein- und derselben* Münze. Sie sind gewissermaßen »passgenau« zu einem harmonischen Ganzen zusammengefügt. Das Universum legitimiert sich damit auf eine sehr unmittelbare Weise als sichtbares Bild des Einen.

Die Wahrnehmung dieses wechselseitig aufeinander bezogenen Zusammenhanges zwischen dem Einen und dem Universum ist, wie ich im letzten Kapitel zeigen möchte, von zentraler Bedeutung, um erkennen zu können, warum das metaphysische Wirklichkeitsbild *in toto* logisch widerspruchsfrei ist. Zuvor möchte ich noch zwei Punkte

vorausschicken, die notwendig waren, um zu dieser Erkenntnis gelangen zu können.

Der «kontradiktorische» Kern der Kueschen Figur

Obwohl die *Kuesche Figur* vordergründig von logischen Abgründen frei zu sein scheint, so ist sie jedoch ebenso wie die Cusanische Variante von kontradiktorischer Natur. Ihr kontradiktorischer Kern besteht, sofern wir auf das Merkmal *räumlicher Extension* rekurrieren, darin, dass das Kleinste – mit Blick auf das Universum – nichts umfassen kann, während das Größte Alles umfassen kann. Das heißt, dass das Kleinste und das Größte in logischer Hinsicht einen Widerspruch konstituieren. Es gilt: das Kleinste ist, logisch gefasst, {A} und das Größte ist {Nicht-A}. Dasselbe logische Beziehungsverhältnis gilt im übrigen auch für das Merkmal des *Enthaltenseins*. Auch hier stehen sich beide Bestimmungen kontradiktorisch gegenüber.

Das Kleinste und das Größte sind daher in Bezug auf das Universum *kontradiktorischer* Natur. Der hier erzielte Erkenntnisfortschritt schien damit ebenfalls nur um den Preis eines Widerspruches errungen zu sein. Dies zeigt, dass die Kuesche Figur keineswegs so weit aus dem Rahmen des Cusanischen Denken herausfällt, um sie als wesensfremd oder wesensfern zu bezeichnen. Die *coincidentia oppositorum* bewahrt auch als räumlich bestimmte Aussageform ihren kontradiktorischen Charakter.

Daher blieb auch die Kuesche Figur Gegenstand von Irritationen. In einem dezidiert wissenschaftlichen Kontext war die Gegenwart eines solchen logischen Widerspruches nicht minder akzeptabel als in einem rein philosophischen Kontext. Dennoch gab es ein gewichtiges Argument, welches die Kuesche Figur – ungeachtet ihres kontradiktorischen Kerns – als eine »wahre« Aussage beglaubigte: Es war die Existenz jener bereits erwähnten *empirischen Koinzidenz*.

Diese empirische Koinzidenz korrespondierte *von ihrem räumlichen Geltungsbereich her* so auffallend mit der Koinzidenz des Kleinsten und des Größten, dass sich dieser Schluss beinahe unvermeidlich aufdrängte.

Diese empirische Basis war für die Beurteilung der Kueschen Figur (wie auch für die Fortführung des gesamten damit verknüpften Forschungsprogramms) von entscheidender Bedeutung: Sie signalisierte, dass das Universum auf fundamentalster Ebene womöglich *tatsächlich* von widersprüchlicher Natur war. Sie sorgte in dieser Eigenschaft dafür, weiterhin Vertrauen in das von ihr etablierte Wirklichkeitsbild zu haben, obwohl die Existenz des ihr innewohnenden Widerspruches gegen dieses Vertrauen sprach.

So ungewöhnlich diese erkenntnistheoretische Situation auf den ersten Blick auch aussehen mag, sie ist nicht ohne Beispiel. Als die Physiker zu Beginn des 20. Jahrhundert mit der Welt des Atoms in Berührung kamen, wurden sie gleichfalls mit einem Widerspruch konfrontiert, für den es keine Auflösung zu geben schien: Das Atom schien manchmal *Teilchen* und manchmal *Welle* zu sein. Manchmal war es, wenn es seine Teilchennatur geltend machte, *auf einem sehr kleinen Raum* beschränkt, und manchmal schien es das genaue Gegenteil davon zu sein: Es sah wie eine Welle aus - wie etwas, dass über *einen sehr großen Raum* ausgedehnt war.

Angesichts dieses als »Welle-Teilchen-Dualismus« bekannten Widerspruches fragten sich die führenden Physiker, ob das Universum wirklich so absurd sein könne. [7] Doch alle Fakten, die sie im Zusammenhang mit der Erforschung des Atoms erlangen sollten, bestätigten die Existenz seiner widersprüchlichen Natur. Hätte es diese Fakten nicht gegeben, dann darf bezweifelt werden, ob die Quantenmechanik jemals formuliert worden wäre. Es ist daher sicherlich auch kein Zufall, dass die Physiker, als sie sich mit diesem Widerspruch konfrontiert sahen, ernsthaft in Erwägung gezogen

haben, die Aristotelische Logik zu verlassen und eine neue mehrwertige Logik in Betracht zu ziehen.

Wie die Kuesche Figur zeigt, scheint sich die Geschichte im Hinblick auf die Erforschung des Einen zu wiederholen. Die Fakten scheinen auch in diesem Fall zu bestätigen - oder doch wenigstens nahezu legen, dass das Universum auf fundamentalster Ebene in sich widersprüchlich ist. Gleichwohl gibt es einen signifikanten Unterschied zwischen beiden Fällen.

Obwohl der Welle-Teilchen-Dualismus aus der Perspektive der klassischen Physik den Anschein von Widersprüchlichkeit erweckt, so handelt es sich bei der Quantenmechanik dennoch um eine in sich logisch widerspruchsfreie Theorie. Der durch den Welle-Teilchen-Dualismus aufgeworfene Widerspruch geht daher nicht soweit, dass er eine Verletzung der Regeln der klassischen Logik notwendig impliziert. Der von der Kueschen Figur bezeichnete Widerspruch hingegen, wie er mit den Begriffen des Kleinsten und des Größten aufgespannt ist, scheint von solcher logischen Natur zu sein.

Dass die uns sichtbare Welt - i.e. das Universum - unlogisch sein soll, diese Annahme ist indessen, wissenschaftlich gesehen, nicht nur ein Ärgernis, *es ist eine Zumutung*. In der Physik gelten solche logischen Widersprüche innerhalb einer Theorie als *unerträglich*. Es ist eine der Grundüberzeugungen der modernen Physik, *dass das Universum logisch gefügt ist*. Treten innerhalb einer wissenschaftlichen Theorie Widersprüche auf, so bemüht man sich, *diese Widersprüche durch feinere Unterscheidungen zu bereinigen*.^[8] Dies ist gewissermaßen die theoretische Standardprozedur, die Naturwissenschaftler üblicherweise im Umgang mit Widersprüchen zur Anwendung bringen. Auch der von Kueschen Figur aufgeworfene Widerspruch lässt sich, wie ich behaupten möchte, auf diese Weise bereinigen - durch eine »feinere« Fassung der Kueschen Figur. Wie diese feinere Fassung aussieht, ist Gegenstand des nachfolgenden Kapitels.

Die Formalisierung der Kueschen Figur

Bei der Auseinandersetzung mit den logischen Eigentümlichkeiten der Kueschen Figur fiel auf, dass dieses begriffliche Konstrukt in bezug auf das Universum ein physikalisch hochselektives Theorem darstellte: Mit ihr schienen lediglich zwei räumliche Zustände metaphysisch ausgezeichnet zu sein, während der weit überwiegendere Teil des Raumes metaphysisch freibleibend war; ein Charakteristikum, dem bereits mit der begrifflichen Explikation der Kueschen Figur Rechnung getragen worden ist. Bei dieser Explikation war ganz bewusst nur von *dem* Kleinsten und *dem* Größten die Rede. Der gesamte dazwischen liegende Raum war durch diese Deutung der Kueschen Figur ausgespart geblieben.

Da sich die Kuesche Figur erst durch dieses massive »Splitting« als widersprüchlich erweist, ist es verführerisch, diesen drastischen Unterschied zu nivellieren und das Kleinste und das Größte lediglich als Grenzzustände eines physikalisch homogenen Kontinuums aufzufassen. In dem nachfolgenden Diagramm ist anschaulich gezeigt, wie diese Nivellierung aussehen könnte.

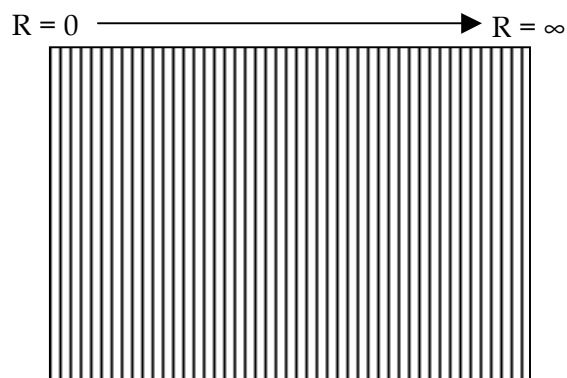


Abb. 2 - Das metaphysische Kontinuum

Wie dieses Diagramm zeigt, ist keiner der »vertikalen Schnitte« in irgendeiner Weise ausgezeichnet. Sie sind allesamt »gleich«. Es hat Philosophen gegeben, die versucht haben, die Cusanische *coincidentia oppositorum* auf eine vergleichbare Weise zu entschärfen – freilich mit den begrifflichen Mitteln der Spätscholastik. Da das Maximum dort definiert ist als die aktuelle Einheit aller Möglichkeiten und das Minimum gleichfalls als Möglichkeit rangiert, folgerten sie daraus, dass das Maximum auch das Minimum ist.[9]

Diese scholastisch »entschärfte« Deutung der *coincidentia oppositorum* ist jedoch wiederholt kritisiert worden, insbesondere von Kurt Flasch. Dieser hat in seinem Buch *Die Metaphysik des Einen bei Nikolaus von Kues* kritisiert, dass die *coincidentia oppositorum* in dieser nivellierten Form (als *conincidentia contrariorum*) die damit verbundene philosophische Herausforderung der Cusanischen Koinzidenzlehre umgeht. Es sei, wie er ausführt, auch nicht einzusehen, warum das Maximum und das Minimum, wenn man gedanklich alles auf die Sichselbstgleichheit des Maximums abstellt, überhaupt auseinandertreten, um schließlich im Einen wieder zusammenzufallen. Es bliebe bei dieser Deutung völlig unverständlich, warum es überhaupt ein Maximum und ein Minimum geben soll.[10]

Dasselbe gilt natürlich auch für die Kuesche Figur. Doch so unbequem sie auch in ihrer begrifflich gesplitteten Form sein mochte, sie barg eine Erkenntnis in sich, die bislang von keinem Theoretiker in der Klarheit gesehen worden ist: Wenn man die beiden Begriffe des Kleinsten und des Größten bewusst bis zu den von ihnen begrifflich indizierten Grenzen ‚auseinandertreten‘ lässt, dann bleibt der von ihnen konstituierte logische Widerspruch auf einen sehr spezifischen Bereich des Raumes beschränkt, und zwar auf den äußersten Rand – also genau auf den Bereich, wo das Universum und das Eine unmittelbar aufeinander treffen. Um diesen Bereich sprachlich deutlich zu markieren, habe ich ihn als »Schwellengebiet« bezeichnet; ein *terminus technicus*, der auch in der zeitgenössischen

Exegese der Cusanischen Koinzidenzlehre hier und da anklingt.[11]
 Bei diesem Schwellengebiet handelt es sich im übrigen auch um jene metaphysisch ausgezeichnete Ebene des Universums, in der *alle* metaphysisch aufzuhebenden Unterschiede angesiedelt sind. [12]
 Obwohl die Kuesche Figur schon in ihrer rein begrifflichen Gestalt den spezifischen Charakter dieses Widerspruches erkennen ließ, so zeigte sie aber erst *in ihrer formalisierten Fassung*, wie ungeheuer subtil der Widerspruch tatsächlich war.

In der nachfolgenden Tabelle ist diese Formalisierung gezeigt:

EINE	
Minimum	Maximum
Kleinstes	Größtes
$R = 0$	$R = \infty$

Tab. 1 - Die Formalisierung der Kueschen Figur

Dieser Formalisierung liegen folgende Überlegungen zugrunde: Da mit dem Kleinsten *das unendliche Kleine* bezeichnet war, lag es auf der Hand, diesem Begriff die formale Notation $R = 0$ zuzuordnen, was geometrisch einem Punkt entsprach. Folgte man diesem Zuordnungsmodus, dann war es nur *natürlich*, dem Begriff des Größten die formale Notation $R = \infty$ zuzuweisen, da das Größte begrifflich als *das unendliche Große* figurierte.

Mit dem Zeilenpaar Minimum/Maximum ist indiziert, dass es sich bei den beiden Begriffen des Kleinsten und des Größten um räumliche *Extrema* handelt. Mit den Begriffen des Minimum und des Maximum ist jedoch lediglich die Existenz einer allgemeineren Klasse von metaphysisch bedeutsamen Extrema angezeigt. Die Begriffe des Minimum und des Maximum haben daher keine ontologische Eigenbedeutung.

Diese Tabelle sollte später zur Keimzelle dessen werden, was ich heute das „Prinzip der Radikalen Nicht-Dualität“ nenne. Sie konnte

mittlerweile erheblich erweitert werden, und zwar um eine ganze Reihe von physikalischen Parametern; eine Erweiterung, die es u.a. möglich machte, die außerordentliche Feinabstimmung des Universums auf das Eine als seiner eigentlichen Wurzel zurückführen zu können.[13]

Doch diese Tabelle wirft, wie auch an dieser Stelle nicht verschwiegen werden soll, eine ganze Reihe von Fragen auf, die es früher oder später zu beantworten gilt. Welcher Art diese Fragen sind, tritt deutlich hervor, wenn man die Kuesche Figur mit der Cusanischen Deutung der *coincidenita oppositorum* vergleicht. So zeigt ein Blick auf die Tabelle, dass sich die Kuesche Figur in der Behandlung der *Unendlichkeit des Raumes* ($R = \infty$) signifikant von der Cusanischen Deutung unterscheidet. In der Kueschen Figur wird die »Unendlichkeit des Raumes« wie ein spezifischer, eindeutig definierter Grenzwert behandelt, während Cusanus gerade in der Grenzenlosigkeit des Raumes das Wesen der Unendlichkeit begreift. Daher stellt sich die Frage: Wie lässt sich diese Grenzenlosigkeit mit der Annahme eines nominell wohldefinierten Grenzwertes in Einklang bringen?

Da die Auseinandersetzung mit dieser Frage den Umfang des vorliegenden Aufsatzes erheblich sprengen würde, muss sie einer späteren Studie vorbehalten bleiben. Die hier getroffene Formalisierung der Kueschen Figur hat daher noch den Charakter einer weitgehend ungerechtfertigten »Setzung«.[14] Sie stützt sich allein auf die Feststellung, dass der Wert $R = \infty$ als *natürliche formale Entsprechung* zu dem räumlichen Grenzbegriff des Größten erscheint. Hält man die Natürlichkeit dieser Setzung einstweilen für gerechtfertigt, dann verwandelt sie die Kuesche Figur nicht nur in eine formal äußerst scharf gefasste Grenzbedingung, sie zeigt auch, wie subtil der dem metaphysischen Wirklichkeitsbild innewohnende Widerspruch ist. In dem nachfolgenden Diagramm ist der Versuch unternommen worden, diese Subtilität graphisch abzubilden.

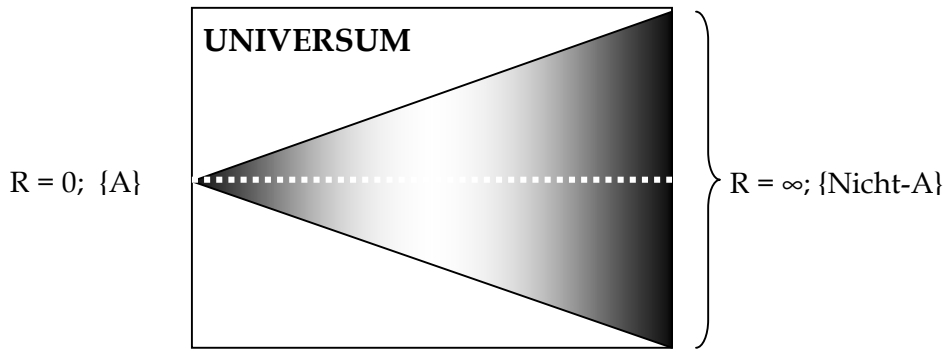


Abb. 3 – Der subtile Widerspruch

Wie diese Grafik anschaulich zeigt, gilt der Widerspruch lediglich zwei ganz spezifischen Zuständen des Universums, *die sich von allen anderen möglichen Zuständen unterscheiden*. Würde man über den gesamten Innenraum des Universums hinweg vertikale Schnitte ($S_0, S_1, S_2, S_3 \dots S_\infty$) machen, dann würde *jeder* Schnitt ein anderes Bild bieten. Hätte das Universum eine solche innere Struktur, dann wären das Kleinste und das Größte ganz dezidiert als Minimum und Maximum ausgezeichnet. In der nachfolgenden Grafik ist dieser Gedanke anschaulich gemacht.

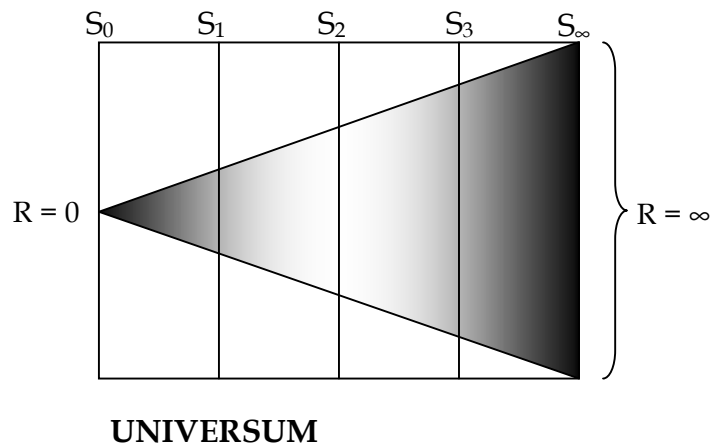


Abb. 4 – Querschnitte durch ein «koinzidentales» Universum

Es stellt sich daher die Frage: Was geschieht mit diesem Widerspruch, wenn man ihn auf dem Hintergrund eines solchen Wirklichkeitsbildes beurteilt? In dem nachfolgenden Kapitel ist der Versuch unternommen, hierauf eine Antwort zu geben.

„Raffiniert ist der Herrgott, aber nicht boshaft.“

Albert Einstein

Von der Raffinesse Gottes

Es war Nikolaus von Kues, der behauptet hatte, dass das Kleinste und das Größte koinzidieren und dass diese Koinzidenz durch nichts anderes als das Eine *selbst* vermittelt sei. Nur durch diese koinzidentale Brille sei die Wirklichkeit *in toto*, wie er wiederholt erklären sollte, *in ihrem innersten Wesen* erkennbar. Obwohl das Eine in und mit dieser Behauptung in Widerspruch mit der Aristotelischen Logik geriet, so war Cusanus dennoch der tiefen Überzeugung, dass mit ihr eine bis dahin unbekannte Wahrheit gefunden war. Wenn wir diese Cusanische Überzeugung in die hier gewählte Form der Grafik übersetzen, dann könnte sie wie folgt aussehen:

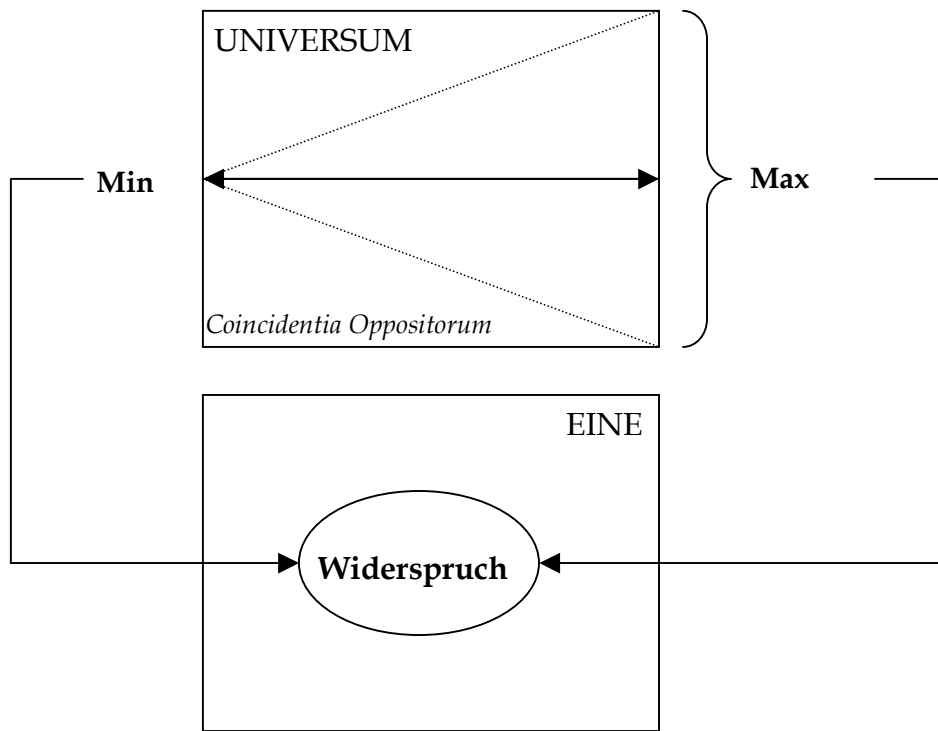


Abb. 3 – Das »Cusanische« Wirklichkeitsbild

Cusanus war sich dieses ungewöhnlichen Wirklichkeitsbildes von Anfang an bewusst: Er wusste schon in seiner *De Docta Ignorantia* aus dem Jahre 1440, dass er mit seiner Deutung der *coincidentia oppositorum* einen Widerspruch mitten ins Herz der Philosophie (i.e. dem Einen) platziert hatte.

Dass seine Wirklichkeitsvorstellung in der weiteren Entwicklung der abendländischen Philosophie weitgehend unwirksam blieb, bedarf keiner prophetischen Gabe. Es widerstrebt zutiefst dem rationalen Denken, zu glauben, es sei ein Widerspruch, der die Welt im Innersten zusammenhielte.

Da es seither nie wieder einen Versuch gegeben hat, Metaphysik auf eine vergleichbar koinzidentale Grundlage stellen zu wollen, steht die in der o.a. Grafik abgebildete Cusanische Wirklichkeitsvorstellung nach wie vor wie ein ungelöstes Fundamentalmysterium im Raum des westlichen Denkens.

Durch eine moderne Metaphysik lässt sich dieses Rätsel auflösen. Möglich ist dies, weil sie ein zweites, mit dem Cusanischen

Wirklichkeitsbild deckungsgleiches Wirklichkeitsbild ins Spiel bringt. Es ist – trotz einiger Unterschiede – in einem ganz zentralen Punkt mit diesem deckungsgleich: Es stimmt mit dem Cusanischen Bild darin überein, dass der als kontradiktorisch identifizierte Unterschied zwischen dem Kleinsten und dem Größten im Einen zusammenfällt, unabhängig davon ob man das Kleinste und das Größte als räumliche oder als rein ontologische Bestimmungen auffasst. [15]

Durch dieses zweite zusätzliche Wirklichkeitsbild ist es möglich, das beiden Bildern gemeinsam zugrundeliegende metaphysische Wirklichkeitsbild (und um genau dessen Exploration geht es in diesem Aufsatz) sehr viel genauer wahrnehmen zu können als dies das Cusanische Wirklichkeitsbild für sich genommen zu leisten vermag.

Eben dieses metaphysisch umfassendere Verständnis ermöglicht es dann auch in einem zweiten Schritt, die im ersten, historisch vorausgegangenen Bild noch als unverständlich erscheinenden Aspekte tiefer verstehen zu können. Es ist so, als würde man über einen unvollständigen Grundriss eines Gebäudes einen zweiten Grundriss legen und so Konstruktionsprinzipien dieses Gebäudes verstehen, die zuvor im ersten Bauplan noch unverständlich waren.

Im Cusanischen Bild ist dieses unverständliche Konstruktionsprinzip zweifelsohne der im Einen einmündende Widerspruch. Cusanus verteidigt diesen Widerspruch mit dem Argument, dass es im Einen keinerlei irgendwie sachbegründete Gegensätze geben kann, wenn man von ihm konsistent als dem *schlechthin Einen* sprechen will. Hierzu zählt Cusanus auch die extremste Form des Gegensatzes – den *Widerspruch*.

Obwohl in diesem Argument schon die hier vorgestellte konzeptionelle Idee der radikalen Nicht-Dualität aufleuchtet, so nimmt Cusanus den durch diese Idee begründeten innigen Zusammenhang zwischen dem Einen und dem Universum jedoch nur unzureichend wahr, weswegen er auch nicht zu der Erkenntnis durchdringt, dass der Widerspruch durch den Grenzübergang ins

Eine nicht nur manifest wird, sondern dass er in und mit diesem Übergang auch zugleich zum Verschwinden gebracht wird.

Um das zu erkennen, hätte er klar sehen müssen, dass die von ihm formulierte Koinzidenz des Kleinsten und des Größten auch spezifischer Anwendungsfall einer allgemeineren radikal nicht-dualen Konzeption des Universums ist, denn erst *in Verbindung mit dieser Konzeption* ist seine Koinzidenz als ein solches, die Unsichtbarkeit des Einen *erklärendes und begründendes Argument* erkennbar – und erst in dieser stärker konturierten Form zeigt die von ihm formulierte Koinzidenz, inwiefern der durch sie etablierte Widerspruch innerhalb des metaphysischen Wirklichkeitsbildes zum Verschwinden gebracht ist. In der nachfolgenden Grafik ist dieses zweite Wirklichkeitsbild dargestellt.

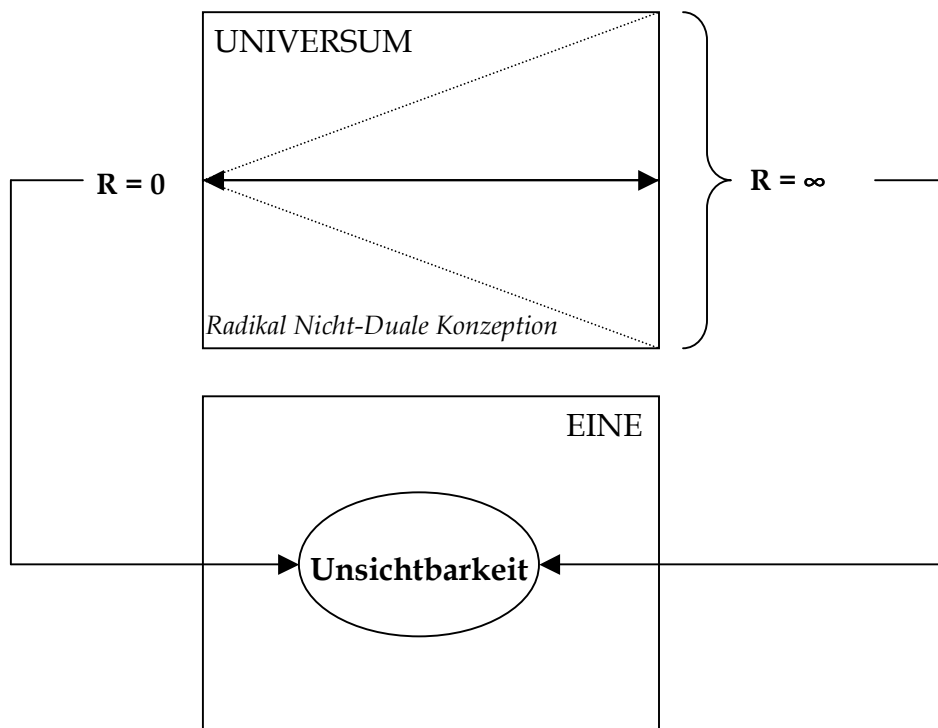


Abb. 4 – Wirklichkeitsbild einer modernen Metaphysik

Wenn wir nun dieses zweite Bild mit dem Cusanischen Bild zur Deckung bringen, dann sehen wir, dass der Widerspruch in

ontologischer Hinsicht buchstäblich als »unsichtbar« ausgewiesen ist.

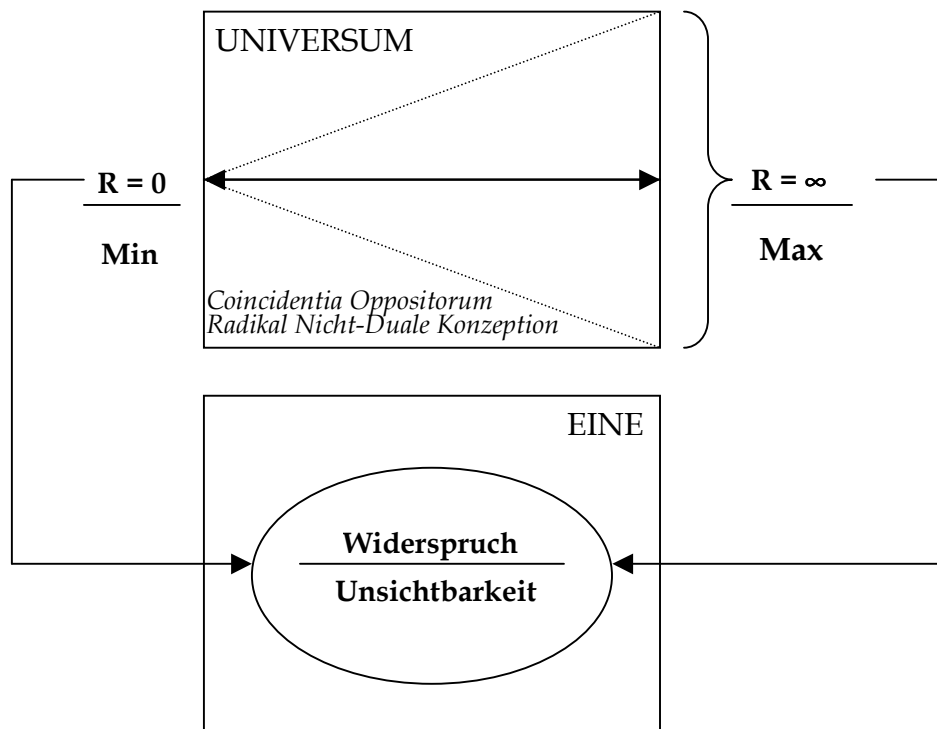


Abb. 5 – Der getilgte Widerspruch

Wenn wir dieses überraschende Ergebnis nicht vom Einen her, wie es üblicherweise der Fall ist, sondern von der sichtbaren Seite der Wirklichkeit her denken, dann zeigt sich, wie elegant und effizient die Wirklichkeit mit diesem Widerspruch verfahren ist.

Bewegen wir uns in Gedanken von der Mitte des Universums gleichzeitig in Richtung des Kleinsten und des Größten, dann wird der von ihnen bezeichnete logische Widerspruch immer virulenter, je näher wir den durch diese beiden Begriffe bezeichneten Grenzzuständen kommen. Mit Erreichen dieser Grenzzustände droht das Universum (i.e. der sichtbare Teil der Wirklichkeit) sich schließlich in eine kontradiktorische Schimäre zu verwandeln, doch genau in dem Augenblick, da der Widerspruch *wirklich* zu werden droht und das Universum unmittelbar im Begriff ist, seine logische Struktur zu verlieren, schließt die Wirklichkeit diesen Widerspruch aus, in dem

sie das, worin dieser extreme Unterschied zusammenfällt, *ins Unsichtbare kehrt*.

Als Sir Isaac Newton in seiner *Principia* die von ihm eingeführten infinitesimalen Größen als »verschwindende« Größen bezeichnen sollte, erklärte er dies so, dass man unter dem letzten Verhältnis verschwindender Größen dasjenige zu verstehen habe, *mit* welchem sie verschwinden, nicht aber das *vor* oder *nach* dem Verschwindenden Stattfindende. Eine analoge Sprechweise gilt auch für das »Verschwinden« des hier diskutierten Widerspruches: Er verschwindet nicht vor oder nach, sondern *mit* dem Zusammenfall des Kleinsten und des Größten im Einen.

Gerade in dieser »punktgenauen« Tilgung des Widerspruches zeigt sich Eleganz und Effizienz der koinzidentalen Wirklichkeitskonzeption: Indem zur Sicherung der logischen Widerspruchsfreiheit des Universums nur zwei äußerst spezifische Zustände (*i.e.* $R = 0$ und $R = \infty$) als »physikalisch ausgeschlossen« betrachtet werden müssen, ist die logische Struktur des Universums mit einem Minimum an Einschränkung umgesetzt ist. Ein solches Universum erscheint daher - frei nach Leibniz - als die Beste aller Welten. Keinem Universum steht mehr Raum zur Vielfalt und Komplexität zur Verfügung als diesem.

Ohne Cusanus' Beharren, dass das Eine nur durch die »Brille« der Kontradiktion richtig gesehen wird, wäre die Existenz dieses an Möglichkeiten reichen Universums sicherlich verborgen geblieben. Seine selbstbewusste »Setzung« eines Widerspruches an die zentralste Stelle der Wirklichkeit (*i.e.* das Eine) hatte einen unabweisbaren Aufforderungscharakter: Sie forderte gerade dazu auf, sich mit diesem Widerspruch intensiver auseinanderzusetzen und zu untersuchen, wie seine innere kontradiktorische Maschinerie im Detail aussah.

Wenn man nun das auf diesem Widerspruch gründende Wirklichkeitsbild in einer der klassischen Logik angepassten Sprache

beschreibt, dann sieht man, dass es sich bei ihm – entgegen dem Eindruck, den die Cusanische Koinzidenzlehre bei der Nachwelt hinterlassen hat – um eine äußerst elegante und effiziente ontologische Realisierung der Aristotelischen Logik, insbesondere des *Satzes vom ausgeschlossenen Dritten*, handelt: Wir haben es in Gestalt des Kleinsten und des Größten mit zwei logisch einander widersprechenden Bestimmungen zu tun, von denen nur eine innerhalb des Universums zutrifft (i.e. das Kleinste ist im Universum enthalten; das Größte ist es nicht), während die dritte Möglichkeit via das Eine ausgeschlossen ist.

Es ist unmittelbar einsichtig, dass eine moderne Metaphysik, die derlei weitreichende Erkenntnisse ermöglicht, wie die Aufklärung des ontologischen Ursprungs der Aristotelischen Logik, eine ganze Reihe gewichtiger physikalischer, philosophischer und theologischer Fragen aufwirft. Es ist unmöglich, diese Fragen auf wenigen Seiten auch nur annähernd befriedigend beantworten zu können. Es sei daher der Blick auf nur einen einzigen Aspekt gelenkt, der ihre Bedeutung besonders deutlich hervortreten lässt.

Da es das Eine ist, welches die intrinsisch logische Struktur des Universum sicherstellt, kann das Universum ohne die Annahme des Einen nicht als logisch widerspruchsfrei gedacht werden. Das bedeutet im Umkehrschluss, *dass die Nicht-Existenz des Einen zu einem Widerspruch führt*. Eben diese Feststellung ist Kerninhalt des ontologischen Gottesbeweises – also jenes Beweises, auf dessen Grundlage Kant alle Gottesbeweise als bloßen dialektischen Schein glaubte, entlarven zu können.

Der vorliegende Aufsatz liefert allerdings nur ein erstes, noch sehr bruchstückhaftes Bild von dieser Wirklichkeit – ein Bild, auf das Nikolaus von Kues vor mehr als fünf Jahrhunderten zum ersten Mal geblickt hat. Vielleicht brauchen wir noch einmal fünfhundert Jahre, um es vollständig zu verstehen.

Literaturhinweise

- [1] Papst Johannes Paul II., *Fides et Ratio*, Kap. 4, 1998
- [2] Albert Einstein, zitiert von Steven Weinberg, *Der Traum von der Einheit des Universums*, München 1993, S. 252
- [3] Helmut Hansen, *Elementarmatrix 3.0*, Norderstedt 2000, S. 33 ff.
- [4] Nikolaus von Kues, *De Docta Ignorantia*, Kap. 4, 1440
- [5] Es gibt mittlerweile eine ganze Reihe von wissenschaftlichen Texten, die sich mit dieser empirischen Koinzidenz auseinandersetzen. Einer der aktuelleren Texte stammt aus der Feder des Physikers Domenico Giulini. In seinem Text *Kosmische Kreisel* bezeichnet er diese Koinzidenz als im höchsten Maße erklärungsbedürftig in: *Phys. Unserer Zeit*, 35. Jahrgang 2004, Nr. 4, S. 163. Wenn man ihren wissenschaftshistorischen Status angemessen beschreiben wollte, müsste man von ihr als einer *Anomalie* sprechen, denn bislang gibt es innerhalb der modernen Physik keinerlei überzeugende Erklärung für sie. Vgl. auch: Hansen, Helmut, "About an Anomaly that challenges Relativity", (Principle of Radical Non-Duality vs. Mach's Principle) *Proceedings of the 15th Natural Philosophy Alliance*, April 7 – 11, 2008 at the University of New Mexico, Albuquerque; Vol. 5, No. 1, pp. 73 – 84 (2008)
- [6] Trifft man *im Universum* auf eine Koinzidenz zweier Elemente A und B, dann gibt es im Grunde genommen nur drei Erklärungsmöglichkeiten: (1) Die Koinzidenz von A und B ist Zufall; (2) A ist durch B bedingt (oder umgekehrt) oder (3) A und B haben *eine gemeinsame Ursache*. Vaas, Rüdiger; *Ist uns das All auf den Leib geschneidert?* In: *bild der wissenschaft*, 8/2006, S. 34
- [7] Werner Heisenberg, *Physik und Philosophie*, Berlin 1973, S. 26
- [8] Rudy Rucker, *Die Wunderwelt der vierten Dimension*, München 1991, S. 209
- [9] P. Wilpert, *Das Problem der coincidentia oppositorum in der Philosophie des Nikolaus von Cues*, in: *Humanismus, Mystik und Kunst in der Welt des Mittelalters*, Studien und Texte zur Geistesgeschichte des Mittelalters, hg. V. J. Koch III (Leiden 1953), 39 – 55
- [10] Kurt Flasch, *Die Metaphysik des Einen bei Nikolaus von Kues*, Leiden 1973, S. 171
- [11] Ekkehard Meffert; *Nikolaus von Kues – Sein Lebensgang – Seine Lehre vom Geist*, Stuttgart 2001, S. 206
- [12] Die klarste Darstellung dieses Schwellengebietes findet sich in meinem Werk: *Die Linien des Alten*, Berlin 2009, S. 31 – 34; http://edocs.fu-berlin.de/docs/receive/FUDOCS_document_000000002486
- [13] *Is Metaphysics the New Frontier of the 21st Century Physics?* (Lecture 2010); http://www.worldsci.org/pdf/events/Hansen-IntroductionMetaphysics_Slides.pdf; ebenda: Slides No. 19 & 20
- [14] Die Annahme einer asymptotischen Grenze ist eine dieser Optionen. In der Geometrie wird sie durch eine unendlich lange, begrenzende Achse dargestellt. Eine andere Linie kann sich einer Asymptote beliebig nähern, ohne sie freilich jemals zu erreichen. Das bedeutet: Obwohl beide Linien konvergieren, gibt es im Unendlichen keine Grenze, wo sie sich treffen. Mit dieser Eigentümlichkeit trägt eine asymptotische Grenze jenem Gefühl Rechnung, welches Cusanus dazu bringt, von seinem intuitiven

Empfinden her die Existenz einer im Unendlichen liegenden räumlichen Grenze auszuschließen. Gleichzeitig beinhaltet eine asymptotische Grenze die Option, zwei Wirklichkeitsbereiche als durch diese Grenze scharf voneinander getrennte Bereiche aufzufassen – ein Erfordernis, welches durch die scharfe erkenntnistheoretische Trennung zwischen dem als *immanent* charakterisierten Universum und dem als *transzendent* charakterisierten Einen notwendig erfüllt sein muss, denn der Begriff der Transzendenz impliziert die Existenz *eines außerhalb des Universums liegenden unzugänglichen Bereiches*. Die Annahme einer asymptotischen Grenze bietet daher die Möglichkeit, beide Forderungen unter einen Hut zu bringen: Es gibt (a) innerweltlich keinen Punkt, wo wir an eine Grenze stoßen, und (b) das Universum und das Eine lassen sich als epistemologisch scharf getrennte Bereiche auffassen. Die Lichtgeschwindigkeit ist ein physikalisches Beispiel für die Existenz einer solchen asymptotischen Grenze. Ein trägheitsbehafteter Körper kann, während seine Masse kontinuierlich gegen Unendlich strebt, diese Grenze niemals erreichen. Gleichwohl ist diese Grenze durch den Wert der Lichtgeschwindigkeit eindeutig definiert. Gleichzeitig ist der außerhalb dieser Grenze liegende Bereich als physikalisch unerreichbar deklariert. Diese wenigen kursorischen Erläuterungen sind auf Dauer sicherlich nicht befriedigend, um die hier getroffene Setzung rechtfertigen zu können, aber sie reichen vielleicht aus, um erkennen zu können, dass es sich bei ihr keineswegs um eine völlig willkürliche, aus der Luft gegriffene handelt.

[15] Dies mag merkwürdig klingen, erklärt sich aber dadurch, dass die Cusanische Koinzidenzlehre eine Metaphysik *in statu nascendi* war. Dies hat dazu geführt, dass ihr Grundgedanke – die Koinzidenz des Kleinsten und des Größten – im Laufe der weiteren Ideenentwicklung wiederholt Gegenstand von Modifikationen war. In der Schrift *De Visione Dei* aus dem Jahre 1453 – also neun Jahre nach Veröffentlichung seiner *De Docta Ign.* – ist diese Koinzidenz von Cusanus in der Tat so nachhaltig modifiziert worden, dass sie in erkenntnistheoretischer Hinsicht mit der Kueschen Figur zur Deckung gebracht werden kann, denn in diesem Werk betont Cusanus, dass das Eine erst jenseits der durch diese Koinzidenz bezeichneten Grenze zu »sehen« ist, was impliziert, dass die *Koinzidenz des Minimum und des Maximum* auf den Bereich *diessseits dieser Grenze* Bezug nimmt, sprich: *auf das Universum* – also genau auf den Bereich, auf den auch die Kuesche Figur Bezug nimmt.